

Joachim Gremm
Siebenbürgische Reise

Joachim Gremm

Siebenbürgische Reise

Eine Rumänienfahrt zu Deutschen,
Zigeunern, Ungarn und Rumänen

Zweite, aktualisierte Auflage

Schiller Verlag
Hermannstadt – Bonn
2008

Fotos: Joachim Gremm
(mit Nikon FE2 auf Fuji Sensia Diafilm)

© 2008 by Joachim Gremm
Schiller Verlag Sibiu/Hermannstadt – Bonn
Strada Mitropoliei 30, RO-550179 Sibiu, Fon 0040/269/221 060
www.schiller.ro ; verlag@schiller.ro

Druck und Bindung: Alföldi Nyomda Rt., Debrecen/Ungarn

ISBN 978-3-941271-09-8

Inhalt

7	Ein Land zum Staunen
10	Im Harbachtal
36	Weinland, Salzland
59	Zibin und Aluta
80	Rumänische Dörfer
90	Im Burzenland
102	Im Szeklerland
115	Im Hochland
139	Epilog
143	Information

Ein Land zum Staunen

Siebenbürgen ist ein Hügelland, das vom Karpatenbogen wie von einem Hufeisen umschlossen wird. Nach Nordwesten öffnet sich das Land zur ungarischen Tiefebene hin. Die Landschaft erinnert an deutsche Mittelgebirge, an Spessart, Taunus, ans Weserbergland. Zahlreich sind die Flüsse und Bäche. Häufig fährt der Reisende durch lang gestreckte Täler. Im südlichen Teil Siebenbürgens hat er an vielen Stellen die alpine Kette der Fogarascher Berge vor Augen.

Die Dörfer voller Kinder, Pferdefuhrwerke und Kühe erscheinen dem aus einem westlichen Land Kommenden dabei aber ebenso fremdartig wie die von einfacher Landwirtschaft geprägten Fluren. Der Eindruck des Wiedererkennens wird sich allenfalls bei Älteren einstellen, die noch wissen, wie das Leben auf dem Land in Deutschland vor 50 Jahren ausgesehen hat. Etwa so bescheiden wie damals bei uns – und für westliche Augen sicher ein wenig »unordentlicher« – sind die Bauernhöfe, Werkstätten, Dorfläden, Dorfkneipen und Schulen in Siebenbürgen heute noch.

Das im Karpatenbogen liegende Land, das in den meisten Sprachen Transsilvanien (»jenseits der Wälder«) genannt wird, war im Mittelalter Ziel deutscher Auswanderer. Ihre Siedlungsgebiete – vor allem die Hermannstädter Provinz und östlich davon das Burzenland mit Kronstadt – haben sich mit der Zeit zu einem ethnischen Mischgebiet entwickelt. Über Jahrhunderte lebten die Deutschen, die man jetzt Siebenbürger Sachsen nannte, als eine Minderheit gemeinsam mit Rumänen, Ungarn, Juden, Zigeunern und anderen Völkern. Wie auch heute noch war das Zusammenleben nie

ganz frei von Konflikten, aber überwiegend bestimmt von Kooperation und Pragmatismus.

Die geistige Grundlage solchen multikulturellen Miteinanders – gegenseitige Achtung und Toleranz – wurde vom Deutschen Reich von 1933 bis 1945 mit verheerenden Folgen bekämpft, bis hin zum Holocaust und dem Ausrottungskrieg im Osten. Die von Nazi-Deutschland ausgegangene Gewalt schlug zurück und traf auch die Deutschen in fremden Ländern, die dort seit Jahrhunderten die Lebenswirklichkeit kooperativ mit gestaltet hatten. Die Siebenbürger Sachsen mussten schwer büßen. Nach Enteignung, Rechtlosigkeit und Deportation (sie wurden für den Wiederaufbau der zerstörten Sowjetunion in den Arbeitsdienst gezwungen) litten sie wie alle Bürger Rumäniens unter politischer Repression und ökonomischer Inkompetenz. Die meisten Sachsen sind zum Teil vor, vor allem aber nach dem politischen Umsturz 1989 nach Deutschland ausgewandert.

Der Reisende deutscher Muttersprache kommt in Süd-siebenbürgen in eine Region, in der er sich schnell heimisch fühlt: Er bewegt sich in einer Landschaft, in der Dörfer und Städte, Bäche und Berge deutsche Namen tragen (natürlich neben rumänischen und ungarischen). Deutsche Namen sind auf den Grabsteinen der Friedhöfe zu lesen, deutsche Bibelsprüche in den Kirchen. Das Dorfbild mit den schlichten Giebelreihen der Bauernhöfe und der typischen Kirchenburg, die den Ortskern überragt, erinnert an fränkische Bau-tradition. Und verblüffend oft wurde ich selbst in entlegenen Dörfern mit einem freudigen »Grüß Gott« empfangen.

Vielen Reisenden wird bei derartigen Eindrücken die Wirksamkeit des europäischen Horizontes bewusst werden: Im Zusammenleben der Völker Südosteuropas realisierte sich lange vor dem 20. Jahrhundert die Idee eines kulturel-

len Gravitationszentrums, das die Menschen in seinen Bann zog. Sie orientierten sich »an Europa« und verstanden darunter das Vorbild der politisch, wirtschaftlich und kulturell fortgeschrittenen Nationen. Das Verschwinden des so genannten Eisernen Vorhangs bringt uns allmählich diese »abgelegenen« Räume zurück, die unser Bewusstsein vergessen oder verdrängt hatte. Die Aufnahme von Ländern wie Rumänien und Bulgarien in die EU erscheint daher aus historischer Sicht als Wiedereinsetzung eines zeitweise zerstörten Beziehungsgeflechtes.

Das »deutsche« Siebenbürgen ist für uns aus dieser Perspektive ein Land zum Staunen. Bei der Annäherung unterstützt uns, dass sehr viel deutschsprachige Literatur über Land und Menschen erschienen ist, sowohl Sachbücher als auch Belletristik. So können wir uns auf kulturelle Weise eine uns bisher ferne Region aneignen, die über Jahrhunderte von Menschen mit geprägt wurde, deren Vorfahren aus dem deutschen Sprachgebiet stammten und die sich überwiegend mit dem Land ihrer Muttersprache verbunden fühlten.

Im Harbachtal

Nach 28-stündiger Fahrt kommt der Bus gegen Mittag in Hermannstadt/Sibiu (das zweite >i< betont) an. Die ganze Nacht auf einem engen Sitz – jetzt fühle ich mich wie gerädert. Zwar war der Bus nur zur Hälfte besetzt, aber das viele Gepäck sorgte für Beengung. Ohne Aufpreis darf jeder Passagier 50 Kilo mitnehmen. Die riesigen Koffer, Taschen und Kühlboxen hatten den Gepäckraum schnell vollgestopft. Den Rest verstaute die Fahrer auf den Sitzen. In den Kühlboxen wurden auf der Hinfahrt Fleisch, Wurst und Schinken verwahrt. Was sie wohl jetzt enthalten? Preis- und Angebotsgefälle zwischen Deutschland und Rumänien forcieren den Kleinhandel. Mein Fahrrad klemmte senkrecht zwischen Sitz und Rückenlehne und blockierte zwei weitere Plätze. Außerdem werden gegen Gebühr Pakete transportiert, abzuholen am Busbahnhof.

In Hermannstadt befindet sich der Haltepunkt für die internationalen Busse vor dem Stadion. Die meisten Passagiere steigen hier aus. Umarmungen, Küsse, Lachen. Die Sonne lacht auch. Das stimmt heiter, denn von Bayern bis Arad, der ersten rumänischen Stadt hinter der Grenze, hatte es ohne Unterlass gegossen. Der Mieresch/Mureș, dessen Tal wir folgten, wälzte braunes Hochwasser. Bis ich mein Rad gerichtet, die Packtaschen angehängt, den Sack mit Zelt und Matte aufgeschnallt habe, liegt der kleine Platz wieder verlassen. Nur die drei gelben Taxen parken noch am Rand.

Wie ich zur Innenstadt finde, muss ich fragen. »*Unde găsesesc centrul?*« Dort lang, immer geradeaus (danach klingt es mir), dann die zweite Straße rechts. Prima, offenbar versteht man

mich. Die Mühe war nicht umsonst, die ich mir zu Hause mit dem Rumänisch für die Reise aufgebürdet habe.

Das Zentrum liegt hinter einem parkähnlichen Grünstreifen, der unterhalb der mittelalterlichen Stadtmauer verläuft. Eine dreisprachige Informationstafel (rumänisch, deutsch, englisch) erklärt, dass an dieser Stelle das Heltauer Tor der Stadtmauer stand (1839 abgerissen). Die Straße, die von hier aus zur Mitte führt, hieß Heltauer Gasse. Heute ist sie belebte Fußgängerzone und heißt Strada Bălcescu. Laden neben Kneipe neben Laden, unter historischer Fassade. Dazwischen Banken, Handy-Läden, auch ein Supermarkt. Auch sie machen sich schmal. Vor den Bürgersteigen haben die Gastwirte Tische, Stühle und Bänke unter Sonnenschirmen aufgestellt. Biergartenatmosphäre. Das ortsübliche Getränk passt dazu: *Bere*.

Das Zentrum der Altstadt zeigt sich als weitläufige Baustelle. Hermannstadt unterzieht sich als Vorbereitung auf das Jahr 2007 einer kosmetischen Operation, allerdings tiefgründiger als sonst bei einem Face-Lifting üblich. Das Kanalnetz wird bei dieser Gelegenheit erneuert. Historische Gebäude werden grundlegend saniert. Der Große Ring/Piața Mare (gesprochen *piazza*) wird komplett neu mit Steinplatten ausgelegt. Die Passanten und Geschäfte sind an den Rand gequetscht. Am Kleinen Ring/Piața Mică haben die Bauarbeiter Pflastersteine aufgetürmt. Doch bleibt Platz für Autos und, auf der »schönen« Seite über der Auffahrt aus der Unterstadt, Raum für das Freiluftmobiliar zweier Cafés und einer Pizzeria (in italienischer Hand).

Der hinter der Häuserzeile liegende Huetplatz/Piața Huet, der sich als halbes Oval um die große evangelische Stadtpfarrkirche schließt, ist ein Schlammsee. Archäologen in Gummistiefeln legen im feuchten Grund den ehemaligen Kirchhof

frei. Gelassen hingestreckt liegen sie im dunklen Boden, die bleichen Skelette gewesener Sachsen. Erde zu Erde, aber noch nicht zu Staub. Den haben die Ausgräber sorgsam weggepinselt. Jetzt zeichnen sie die Fundsituation auf Millimeterpapier, bevor sie die Gebeine sorgsam in blaue Plastiksäcke packen.

Die Ausgrabung rund um die gotische Basilika öffnet uns für wenige Wochen ein Zeitfenster ins Mittelalter. Die ältesten Gräber stammen aus dem 12. Jahrhundert, also aus den Jahren, als die ersten von der Mosel kommenden Siedler eintrafen. Der Kopf der Toten wurde auf eine steinerne Erhöhung gebettet, damit bei ihrer Auferstehung der Sonnenschein ihnen ins Gesicht falle. Diese Form der Bestattung war zur damaligen Zeit in ganz Zentraleuropa verbreitet und von den Einwanderern als heimischer Brauch nach Siebenbürgen mitgebracht worden. Säрге waren damals noch unüblich. Statt dessen wurden die Leichname mit Baumrinde abgedeckt. Die Wohlhabenden leisteten sich allerdings gemauerte Gräber.

Verwinkelte Treppensteige führen hinab in die Unterstadt. Welliges Gassenpflaster, verblasste Farben, bröckelnder Putz, marode Holzfenster, feuchte Grundmauern, braunfleckige Dächer – hier wirkt die Bausubstanz dermaßen desolat, dass bis zum außerordentlichen Jahr 2007 eine auch nur zaghafte Sanierung unmöglich erscheint. Die Oberstadt aber wird bis dahin gewiss glänzen, wenn Hermannstadt/Sibiu seine Gäste aus aller Welt als »Kulturhauptstadt Europas« empfangen darf.

Nach dem langen Stillsitzen im Bus treibt mich Bewegungsdrang ins Weite. Im Norden und Osten von Hermannstadt erstreckt sich das Siebenbürger Hochland. Von Nordosten her mitten hindurch windet sich der Harbach/Hârtibaciul um die sanft gewellten Hügel. Die Straße ins Harbachtal

klettert erst einmal auf eine Höhe über Hermannstadt. Der Blick zurück fliegt über eine weite, lichtüberflutete Ebene. Am Horizont die südliche Gebirgskette, über der sich die letzten Regenwölkchen verziehen. Davor als Schattenriss die Türme der alten Stadt und – graubraun und narbig wie eine Felswand – die Wohnblocks der Vorstadt. Nach Südosten, wo die Karpaten zu alpiner Höhe ansteigen, ballen sich grau und undurchdringlich schwere Wolkenmassen. Eine Woche später werde ich nach Hermannstadt zurückkehren.

Erst einmal ganz übern Berg radeln. Im Hochland kauern sich die Dörfer im Talgrund, umgeben von Wiesen, Feldern und Waldstreifen auf milden Hügeln. Nach einigen Kilometern verlasse ich die Hauptstraße und rolle hinab nach Thalheim/Daia. In der Ortsmitte ein Spielplatz voller Kinder. Eine karitative Organisation unterhält hier ein Waisenhaus, berichten die Betreuer (in der Weltsprache Englisch). Meine Seitentasche mit kleinen Geschenken ist noch prall gefüllt: Ballons und Kaugummi. Für die Betreuer Gruppenfotos mit der Polaroid-Kamera. Absolviert der Tourist so bequem ein sozialpflichtiges Ritual? Haben die Kinder das Gefühl: Schau an, es kommen Leute von fern her, denen sind wir nicht ganz schnuppe?

Versuch bei Eginald Schlattner

Um nach Rothberg/Roşia zu gelangen, muss ich über eine weitere Kuppe strampeln. Im Pfarrhaus neben der Kirchengburg wohnt Eginald Schlattner, meine literarische Entdeckung während der die Reise vorbereitenden Lektüre. Mit Sechzig begann er, Romane zu schreiben. *Der geköpfte Hahn*, sein Erstling, erzählt von seiner siebenbürgischen Jugend, bevor am Ende des Zweiten Weltkriegs »die Russen

kamen«. Später saß er zwei Jahre in einem Gefängnis der *Securitate*. Die berüchtigte Geheimpolizei, Stasi und Gestapo in einem, klopfte ihn, im wahrsten und brutalsten Sinn des Wortes, weich, bis er in einem politischen Prozess gegen vier Schriftsteller aussagte. Eine (bei diesen Polizisten) beliebte Foltermethode war, so lange auf die Hände zu watschen, bis sie aussahen, als trüge der Gequälte rote Handschuhe. *Rote Handschuhe*, so heißt der zweite Roman. *Klavier im Nebel* heißt der dritte.

Vor dem ausgedehnten weißen Gebäude (die Läden sind aufgeklappt) ein großzügiger Platz mit Blumeneinfassung, von einem Lattenzaun abgeschirmt. Die beiden sympathischen Hunde bellen ein wenig, wohl um ihrer Pflicht zu genügen, und geben schnell wieder Ruhe. Niemand zeigt sich. Es parkt vor dem Haus auch kein Auto. Der Schriftsteller ist jetzt ein gefragter Mensch und sicher oft unterwegs. Später höre ich, dass Herr Schlattner gar kein Auto besitze. Und Besuchern öffne er nur nach telefonischer Anmeldung. Noch später erzählt mir seine Lektorin im Zsolnay Verlag, er habe sehr wohl ein Auto (einen Käfer) und freue sich auch über einen spontanen Besucher. Schade, ich hätte ihm gern meine Verehrung versichert. Doch komme ich mir schon jetzt wie ein Aufdringling vor.

Holz in Mengen

Das Blatt aus dem Autoatlas zeichnet die Verbindung hinab ins Harbachtal als »sonstige Straße«. Sie verwandelt sich schnell in einen von Pferdewagen ausgefahrenen und in den Senken matschigen Feldweg. Unter der in der Sonne getrockneten Kruste bleibt der Schlamm nass und glitschig. An einer Kante rutscht das Hinterrad weg wie auf Eis, und ich

purzle ins ungemähte Gras. Gottseidank: »Nix passiert!« In Härwesdorf/Cornätel erreiche ich die asphaltierte Talstraße.

Das Tal, gedehnt zwischen sanften Kuppen. Der Bach mäandert, von Erlen und Weiden gesäumt. Weite, struppige Grasflächen, seit 800 Jahren Kulturland.

Was davon ist Ackerfläche, was Wiese, was Weide? Im Weizenfeld blüht es weiß-blau, die Disteln stechen hervor. Hacke statt Herbizide im Mais- und Rübenacker. Sah so im frühen Mittelalter (»Zwei-Felder-Wirtschaft«) die europäische Dorf-Flur aus – ein Jahr Frucht, ein Jahr Brache? Auf weiter Fläche sprießen Wildgräser, Wildblumen, Wildkräuter. Das gemeinschaftliche Weideland der Gemeinde prägt die Landschaft. Für den Naturfreund ein Biotop der Freude. Für den Bauern: viel Unkraut.

Von der anderen Talseite lockt Holzmengen/Hosman vor bewaldeten Höhen (»Holz in Mengen«). Über den Dächern thront weiß die Kirchenburg mit wuchtigem Wehrturm unter steilem Dach. Da ich allmählich an einen Platz für die Nacht denken muss, gebe ich der Verlockung nach und verlasse die Hauptstraße. Die Gleise der stillgelegten Schmalspurbahn überqueren, dann die überbreite Betonbrücke über dem Bach. Von ihr aus ist der Blick postkartenecht: Die Dorfstraße leitet das Auge zum Burgberg. Wäre die Sicht klar, glänzten hinter ihm die Schneegipfel der Südkarpaten.

Die Dorfstraße entlang, vorbei an den puppenstubenhaft kleinen farbfleckigen Giebelwänden der Ziganie. Auf dem Fahrweg tollten die Kinder. Die Mütter auf Bänken vor den Häuschen (Sind die alle wirklich bewohnt?). Bevor sie losschreien, werden die Kleinsten an Ort und Stelle gesäugt. Lustig ist das Zigeunerleben. Dem Touristenblick eine operettenhafte Kulisse. Den Bewohnern Zugluft, Feuchte und Frostwinter, in denen die Kälte nicht aus den Gliedern

weicht. Pferdewagen poltern trotz Luftbereifung durch die Schlaglöcher hin und her. Den Schlüssel für die Kirchenburg bekäme ich bei »Johann«. Die beiden Jungs führen mich zu seinem Haus am Fuß des Burgbergs. Zunächst lerne ich dort Thomas kennen, einen bodenständigen Holzmengener Ureinwohner, und Gabi. Sie begleitet mich später, zusammen mit einem rumänischen Paar, durch das Bauwerk. Der junge Mann stammt aus Hosman, hat die Kirchenburg mitten im Dorf aber noch nie von innen gesehen. Wie eigentlich alle Rumänen im Dorf.

Nicht nur die Kirche, auch die beiden Mauerringe und deren Türme sind weitgehend erhalten. In den 1990-ern machte ein Bundestagsabgeordneter in Bonn 100 000 Deutschmark für die Sanierung locker. Der Bauzustand ist daher zufriedenstellend. Doch die Feuchtigkeit von unten und das Wasser von oben bereiten Sorge. Also muss man sich weiter bemühen. Mit Hilfe eines auf Restaurierung spezialisierten Schmiedes aus Dänemark ist es gelungen, die 300 Jahre alte Turmuhr wieder in Gang zu setzen. Ihre Eisenräder treiben einen einzigen, den Stundenzeiger an. Dessen vage Präzision genügte, bevor industrielle Arbeitsorganisation, Fahrpläne und Fernsehprogramme in den Dörfern Einzug hielten. Den Bewohnern Holzmengens – Zigeunern, Rumänen und den verbliebenen Sachsen – schlagen jetzt wieder die ungefähren ganzen und Viertelstunden.

In der äußeren Mauer der Holzmengener Kirchenburg steht ein besonderer Turm. Darin wurden scheidungslustige Paare so lange eingesperrt – sagt die Legende –, bis sie sich wieder versöhnt hatten. Also: 1 Bett, 1 Tisch, 1 Teller, 1 Tasse usw. Für BIRTHÄLM ist der Brauch historisch belegt. Für Holzmengen wird er im übrigen Siebenbürgen bestritten. Aber eine nette Geschichte ist es allemal. Staunen wir

Sachsen

Die Deutschen in Siebenbürgen. Sie leben dort seit dem Mittelalter, als ihre Vorfahren im Zuge der europäischen Migration von West nach Ost (»Ostsiedlung«) sich im damaligen Königreich Ungarn ansiedelten. Die Auswanderer kamen vermutlich überwiegend aus den Gegenden um Mosel und Rhein. Als »Gäste« (*hospites*) wurden sie vom König mit Land und Sonderrechten ausgestattet. Als Gegenleistung übernahmen sie die Grenzsicherung und erschlossen das Land als Bauern, Handwerker und Bergleute.

Die Ankömmlinge wurden bald mit dem Stereotyp jener Zeit für westliche Siedler, *saxones*, belegt. Diesen Namen übernahmen sie als Eigenbezeichnung. Der von ihnen besiedelte Königsboden bildete ein einheitliches Rechtsgebiet, die *universitas saxonum*, die demokratische Grundzüge aufwies. Untereinander sprechen die Sachsen bis heute einen Dialekt, der mich an Letzeburgisch erinnert.

nicht, wenn wir hören, dass bei den Sachsen eine Trennung der ehelichen Verbindung toleriert wurde (auch wenn man ihr entgegenzuwirken versuchte), lange bevor in den übrigen europäischen Gesellschaften sich dieses wohltätige Verfahren durchgesetzt hat?

In den Protokollen der Pfarrämter sind Verhandlungen über Ehestreitigkeiten überliefert. Während die Frauen meist über Trunksucht der Männer und Misshandlungen klagten, wurde den Frauen vorgeworfen, verschwenderisch zu sein. Häufig gelang dem Pfarrer die Versöhnung. War nichts mehr zu kitten (auch nicht mit Hilfe eines Turmes), leitete der Pas-

tor das Gesuch auf Scheidung an das geistliche Ehegericht weiter, das auf eine Trennung der ehelichen Verbindung erkannte. Eine zweite Heirat war nicht selten.

Spontan fällt mir »Versöhnungsturm« als Name ein. Zur Burgseite ist er offen (da befand sich wohl eine Bretterwand). Im Obergeschoss kann ich luftig übernachten. Matte und Schlafsack genügen. Aus den Fenstern blicke ich über das abendliche Hügelland bis zur Karpatenkette und staune über die Ruhe, die Stille, die über der Landschaft liegt. Traktoren sind hier selten und auch andere Maschinen rar. So nimmt der Besucher die Umgebungsgeräusche klarer wahr als gewohnt: den Klageschrei des Bussards, Hundegebell, Hähnekrähen, die Viertelstundenschläge der nahen Turmuhr.

Ländlicher Kulturbruch

Am Abend kehrt die von Hirten gehütete Herde ins Dorf zurück. Inmitten brauner und gescheckter Rinder ein Dutzend Büffel. Schwarzes, schlammverkrustetes Fell, bedrohlich lange, eingebogene Hörner und statt friedlichem Muhen heisere, raue Urschreie. Die Prozession der Tiere teilt sich auf. Jedes findet offenbar zum richtigen Stall. Dort werden sie erst mal gemolken. Büffelmilch ist besonders fettreich. In Italien macht man aus ihr Mozzarella, in Siebenbürgen unter anderem die köstliche Büffelbutter.

Bei Herrn Drotleff sitze ich auf der Bank vor seinem Hof. Er mag in den Siebzigern sein. Die Gestalt hager, das Gesicht gehärtet, wache, freundliche Augen, Hände, die lebenslang schafften. Über uns am Türsturz das Relief einer Hirschfamilie, die Augäpfel weiß eingelegt. Von 20 Hektar enteignetem Land hat Herr Drotleff 10 Hektar zurückerhalten, die jetzt verpachtet sind. Allerdings mit unsicherer Einnahme,

denn der Pächter sei nicht tüchtig und der Weizenpreis gefallen. Das Weideland dagegen bringe eine solide Pacht, betont Herr Drotleff.

Wenn ein alter Sachse erzählt: Früher war das Harbachtal ein Tal der Büffel. Allein 400 in Holzmengen. Sie grasten an der anderen Talseite, kamen am Nachmittag zum Bach und wälzten sich im Schlamm. Und Holzmengen ein schmuckes Dorf. Jetzt lassen die Zigeuner alles verkommen, klagt er. Der Kulturbruch ist für die Alten ein Schmerz. Aus der Jugend erinnern sie sich an gepflegte Äcker und Wiesen, akkurate Bauernhöfe, blankgeputzte Fuhrwerke und Pflüge, starke Pferde, pralles Vieh. Die deutsche Schule. Sonntags in Tracht und im Kirchenpelz zum Gottesdienst. Das Dorf füllte den ganzen Kirchenraum, Choräle, von der Orgel begleitet. Das ist nicht nur vergoldete Erinnerung. »Die Felder tragen alle Arten von Feldfrüchten, besonders der vortrefflichste Weizen wächst in solcher Menge, daß das Roggenbrot unsern Sachsen unbekannt ist«, berichtete 1813 der Verfasser einer Geographie Siebenbürgens voller Überschwang.

Doch dürfen wir uns das sächsische Dorf, das sich im 19. Jahrhundert zu einem rumänisch-deutschen Dorf wandelte, nicht als sozial ausgewogene Wohlstandsinsel vorstellen. Ungefähr die Hälfte der sächsischen Wirtschaften gehörte mit weniger als zwanzig Joch Eigengrund zu den Kleinbauern (ein Joch entsprach etwa einem halben Hektar). Wer von ihnen weniger als zehn Joch besaß, zählte zu den armen Wirten, die im Taglohn das Nötigste hinzu verdienen mussten oder Pachtland »um die Hälfte« bebauten, also den halben Ertrag ablieferten. Die anderen waren meist Mittelbauern. Erste Wirte mit mehr als 40 Joch Ackerland gab es nur wenige. Die Landwirtschaften der Rumänen waren im Durchschnitt kleiner als die der Sachsen. Die landlosen

Familien mussten sich ihren Lebensunterhalt als Tagelöhner, Hirten oder Knechte verdienen, zumeist bei den Sachsen.

Die neuen Bewohner, nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Walachei, der Moldau, der Dobrudscha auf den enteigneten Hofstellen der Sachsen angesiedelt, waren keine geschulten Landwirte. Zudem blieb ihnen der Ordnungssinn der Sachsen ebenso fremd wie deren Arbeitsethos. Unterstellte man den Sachsen doch, sie würden ein Haus nach der Fertigstellung gleich wieder einreißen, nur um es noch einmal bauen zu können. Das kommunistische Regime verschlimmerte mit Schikanen, Kollektivierung und miserabler Versorgung die Misere in den Dörfern. Und heute: die wirtschaftliche Not.

Am Morgen lerne ich endlich »Johann« kennen. Jochen, so sein richtiger Name, ist Historiker und stammt aus Rostock. Gemeinsam mit Gabi, seiner in Bukarest geborenen Frau, kümmert er sich um die Kirchenburg. Das Pfarrhaus wurde zur Unterkunft für Gruppen ausgebaut. Seine Firma *Kulturland.net* organisiert Tagungen, unterstützt Reisegruppen wie Individualtouristen (siehe Kapitel »Information«). Einen Tipp hat Jochen zum Abschied: Ich solle mir Zied ansehen. Allerdings gäbe es vorher zwei Steigungen zu bewältigen. Dann also Tschüss und los. Zwei Wochen später werde ich nach Holzmengen zurückkehren.

Zigeunerdorf

Den Harbach entlang sind die Dörfer mit ihren 500 bis 2000 Einwohnern aufgereiht wie Perlen auf einer Schnur. Dazwischen liegt jeweils eine Fahrt von nur wenigen Kilometern. In jedem Flecken steht eine mal mehr, mal weniger imposante Kirchenburg. Hinter Alzen/Alçina biegt die Hauptstraße in die Berge. Im Tal setzt sich der Weg als Schotterpiste fort.

Zigeuner

Ein stolzer Name für ein stolzes Volk, der leider oft als Schimpfwort gebraucht und empfunden wird.

Herta Müller berichtet: Ich bin mit dem Wort *Roma* nach Rumänien gefahren, habe es in den Gesprächen anfangs benutzt und bin damit überall auf Unverständnis gestoßen. »Das Wort ist scheinheilig«, hat man mir gesagt, »wir sind Zigeuner, und das Wort ist gut, wenn man uns gut behandelt«.

Bei der Volkszählung 1992 erklärten sich 409 000 Menschen als Zigeuner (entspricht 1,8 Prozent). In Wirklichkeit sind es viel mehr. Roma-Organisationen schätzen sie auf zwei Millionen und nehmen an, dass die meisten sich bei der Volkszählung als Rumänen eingeschrieben haben, da sie sonst Nachteile befürchteten. In Rumänien sprechen fast alle Zigeuner als Muttersprache Rumänisch und gehören der rumänisch-orthodoxen Kirche an. Wer Rumäne ist und wer Zigeuner, wird daher nicht durch eine scharfe Trennlinie unterschieden.

Auf ihr gelange ich nach Bendorf/Benești, einem »Zigeunerdorf«. Schon am Ortseingang werde ich von Buben auf Fahrrädern abgefangen. »*Gum? Gum?*«. Gern, mit Kaugummi kann ich dienen. Auch rote Bänder mit Karabinerhaken zum Umhängen kann ich bieten und demonstriere ihnen auch gleich, dass sie da zum Beispiel einen Schlüssel dranhängen können. Ob ich denn auch ein Handy für ihn habe, fragt ein Aufgeweckter. Von wegen, ich habe nicht mal eins für mich. Die Frauen und Mädchen tragen knöchellange, auf rotem Grund bunt gemusterte Röcke und bewegen sich geschwind mit raumgreifendem Schritt. Vor dem Dorfcafé, Kneipe

und Laden in einem, stehen unter Bäumen zwei Tische mit Stühlen. Dort gönne ich mir einen Nescafé. Die Einheimischen trinken Bier. Den runden Filzhut behalten sie auf. Die Schneidezähne beeindruckend: unverwüstlicher Edelstahl.

Mich überrascht die Gediegenheit des Dorfes. Die Einwohner sauber gekleidete, selbstbewusste Menschen, die Häuser in solidem Zustand. Zwar erlauben einige Hektar Ackerland dem Bauern keinen Traktor, doch gewährleisten sie offenbar einen für rumänische Verhältnisse soliden Lebensstandard. Vielleicht sind die Bendorfer die erste Generation in der wechselvollen und unsicheren Geschichte ihres Volkes, die rechtschaffene Sesshaftigkeit und bescheidenen Wohlstand erlebt.

Nun bekommen auch die Mädchen, die sich inzwischen eingefunden haben, einen Streifen Kaugummi geschenkt. Jede hat zu Hause noch eine Schwester (*»Pentru soră! Pentru soră!«*). Nachdem ich zwei hübsche Mädchen mit pechschwarzem Haar und in bunten Röcken mit der Polaroid-Kamera fotografiert habe, laufe ich in Gefahr, in die Sippe eingeschleust zu werden. Ich könne mit der Kamera doch die ganze Familie ... usw. Nichts wie in den Sattel und zügig losgetreten, die Kinder hinterher. Noch ein, zwei Kilometer verfolgen mich ihre hellen Stimmen.

Die »sonstige Straße« ist jetzt ein von Pfützen überdeckter Schlammweg, der daneben laufende Damm der »Wusch«, der stillgelegten Schmalspurbahn, von Gestrüpp überwuchert, also nicht zu gebrauchen. Das gäbe einen Radweg, sollte die Wiederinbetriebnahme des nostalgischen Bähnleins misslingen! Stellenweise kann ich auf Wiesen ausweichen. Oft muss ich mitten durch, durch den buchstäblichen »Schlammassel«. Die unverhüllte Mittagssonne sorgt für schwüle Hitze. Als die Reifen blockieren, bin ich gezwungen,